Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 62 (1966)

Heft: 3-4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Studia Fennica. Revue de linguistique et d'ethnologie finnoises. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura. Bd. 12, 1965. 209 S.

Die Aufsätze des vorliegenden Bandes befassen sich mit linguistischen Themen. Wir begnügen uns hier mit der Wiedergabe der Titel: Lauri Hakulinen, Über die Bezeichnungen für den Körper (5–15); Erkki Itkonen, Zur Etymologie von fi. sauna (16–19); V. Kiparsky, Terve 'gesund' und terva 'Teer' (20–27); Reino Peltola, Über den Ursprung des Segels und seine Benennung bei den Urfinnen (28–57); Lauri Posti, On the origin of the word silakka (58–65); Veikko Ruoppila, Die Bezeichnungen für die kleine Moräne in den finnischen Mundarten (66–73, 1 Verbreitungskarte); Lauri Posti, Kann Lautwandel durch fremden Einfluss verursacht werden? (74–85). – Leea Virtanen bringt einen ausführlichen «Tätigkeitsbericht des folkloristischen Seminars der Universität Helsinki 1962–1964» (86–98). – Den gewichtigen Abschluss des Bandes bildet die «Finnische linguistische und volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1962–1964» (99–169), welche Sulo Haltsonen mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt zusammengestellt hat (alphabetische Anordnung nach Autoren, mit Verfasserverzeichnis). Wildhaber

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von *Rolf Wilh. Brednich.* 10. Jahrgang. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1965. 203 S.

Dieses wiedererstandene Periodicum macht seinem Namen Ehre; der Redaktor, der zugleich als Autor und Hauptrezensent auftritt, hat in Jahresfrist einen weiteren Band herausgebracht, der sich hinsichtlich Umfang und Gehalt sehen lassen darf. (Ob freilich für eine solche Publikation Luxuspapier und ein Leineneinband nötig sind, fragt sich füglich im Hinblick auf weniger finanzkräftige Interessenten.) Die Vielfalt der Beiträge ist beachtlich. *Ernst Klusen* möchte mit dem Begriff der «apokryphen Volkslieder» die Diskussion um die «Echtheit» erleichtern: Er versteht darunter die in bestimmten soziologischen Schichten abgelehnten, von andern dagegen anerkannten oder propagierten Lieder. Es geht also um eine Soziologie des Volksliedes; die vom Verfasser angezogenen Beispiele aus verschiedenen Epochen wirken überzeugend, so dass man seiner Anregung eine gute Prognose stellen darf. – *Wolfgang Suppan* teilt Liedertexte aus zwei steirischen Handschriften des 19. Jahrhunderts mit; die eine ist als Soldatenliederbuch bemerkenswert, die andere enthält einige bisher unbekannte Stücke. – *Rolf Schenda* macht drei Varianten einer sizilianischen Ballade in deutscher Übersetzung zugänglich. Dem Inhalt nach könnten sie auch aus Deutschland stammen, aber stilistisch tragen sie auch in der Übersetzung unverkennbare oikotypische Züge. – *Brednich* veröffentlicht aus einem Überlinger Sammelwerk aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (ein offenbar zeittypisches Unternehmen, wenn wir an den Chorherrn Wick in Zürich und an Renward Cysat in Luzern denken) historische Lieder und Zeitungslieder, wertet es aber verdienstvollerweise auch als Quelle für die Volkskunde überhaupt aus. – Erfreulich ist, dass das Jahrbuch ein Forum für philologische Grundlagenforschung bietet. So rekonstruiert *Selma Hirsch* ingeniös die Urform eines im 16. Jahrhundert verbreiteten Liedes, und *Christoph Petzsch* handelt (in einer hochgeschraubten Sprache, die dem Gegenstand nicht gemäss ist) im Zusammenhang mit der von ihm vorbereiteten Neuausgabe des Locheimer (Lochamer) Liederbuches aus der Mitte des 15. Jahrhunderts vom «Weiterdichten und Umformen». – Aus der Tschechoslowakei und aus Holland berichten Fachleute über den Stand der dortigen Volksliedforschung; auf das köstliche niederländische Bänkelsängerbild (145) sei besonders aufmerksam gemacht. Trümpy

Festschrift Karl Siegfried Bader. Rechtsgeschichte, Rechtssprache, Rechtsarchäologie, rechtliche Volkskunde. Hrsg. von Ferdinand Elsener und W. H. Ruoff. Zürich, Schulthess & Co.; Köln-Graz, Böhlau-Verlag, 1965. XIV, 557 S , Abb.

Zum 60. Geburtstag von Karl Siegfried Bader erschien eine Festschrift, in welcher dem Geehrten Arbeiten über Rechtsgeschichte, Rechtssprache, Rechtsarchäologie und Rechtliche Volkskunde gewidmet wurden. Die Themen geben in etwa das wieder, mit was sich der Jubilar zeit seiner Dozententätigkeit als Lehrer, in Arbeitsgremien, als Redaktor, namentlich aber als Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen und sonst bei seinem erstaunlich vielfältigen Leben befasst hatte. K. S. Bader ist auch bekannter Kriminologe; er war fast ein Vierteljahrhundert im Anwaltsberuf tätig und vertritt noch heute die Gebiete des Strafrechts, der Kriminalistik und der Kriminologie an der Hochschule und als Mitherausgeber der «Juristenzeitung» in Tübingen. – Die Lektüre dieser Festschrift hinterlässt einen Eindruck, den man gerne weitergibt: die Beiträge sind von Fachleuten geschrieben, es werden Fachausdrücke verwendet, aber das Deutsch ist so, dass man die Texte flüssig lesen kann. Die einzelnen Artikel sind Originalabhandlungen, Zusammenfassungen aus früheren Werken oder Hinweise auf nächsterscheinende Publikationen. Der wissenschaftliche Apparat ist gründlich; er dürfte bisher unbekannte oder kaum bekannte Quellenangaben enthalten. Die alte Lehre von Material- und Formalobjekt fällt einem ein, da Rechtsgeschichte, Rechtliche Volkskunde und Soziologie manchmal so vermischt scheinen, dass es bloss einer andern Akzentsetzung, manchmal einer andern Formulierung oder einer Quellenangabe aus soziologischen Werken bedürfte, um den Artikel in ein anderes Feld zu rücken, wir würden sagen, das Formalobjekt zu wechseln. Der alphabetischen Reihenfolge der Beiträger schliessen wir uns insofern an, als wir jede Gruppe mit dem Namen einführen, der zuerst auftritt. Da steht voran *Hermann Baltl* mit: Der vierköpfige Stein. Ein Beitrag zur Prangerforschung. Es handelt sich im Ausgangspunkt um jenen Pranger, der 1882 als Pranger von Gratwein beschrieben wurde, und der sich als vierseitiger monolither Pfeiler präsentiert, der im obern Teil in vier Rundbogennischen ebensoviele menschliche Kopfmasken, bei zweien noch deren mit den Seitenflächen abgeschlagene Reste trägt. An diesen Stein werden für Pranger, Steine usw. dieser Art Überlegungen aus den verschiedenen Jahrhunderten und den diversen Gegenden Europas ausgeführt. Festgehalten wird, dass dem Pranger im alten Rechtsleben eine doppelte Funktion zukommt: Strafgerät und Zeichen der Gerichtsbarkeit, ja des Rechts schlechthin. Mit dem menschlichen Antlitz befasst sich der Beitrag von *Adalbert Erler:* Brandmarken ins Antlitz. Darf man Menschen Brandmarken ins Gesicht setzen? Wie man darüber dachte und handelte im Recht, in der Gotteswissenschaft, in der Literatur (Dante) liest sich aufgelockert. *Arthur Bauhofer* schreibt eine auch fürs moderne Recht aufschlussreiche Abhandlung über Gerechtigkeits- und andere Korporationen im Recht des Kantons Zürich, auch im gegenwärtigen. Das interessiert gerade uns Walliser, weil wir ja auch mit ähnlichen Problemen uns auseinandersetzen müssen. Altes und neues Recht wird auch dargestellt im Aufsatz von *Hans Herold* über Rechtsgeschichtliches aus der Flösserei. Was es da für unerwartete Fragen gibt! Aktuell ist die Forschung von *Peter Liver:* Zur Geschichte und Dogmatik des Eigentums an Bäumen auf fremdem Boden in der Schweiz. Unser Kantonsgericht und im Anschluss das Bundesgericht hatten sich noch jüngst mit einem solchen Fall zu beschäftigen, wie übrigens vor dem Verwaltungsgericht Wallis ein Prozess hängig ist über die Frage, ob gewisse Teile eines Gommerseitentales als Alprechte oder als Gemeindeterritorium von drei Gemeinden anzusehen seien. *Alexander Beck* leitet die Artikel über altes Recht, über alte Sprache ein: Römisch-vulgarrechtliche Elemente in schweizerischen Schenkungs- und Kaufurkunden, während *Otto P. Clavadetscher* berichtet über Wandlung der Rechtssprache im 13. Jahrhundert, nach bündnerischen Quellen. In bewährter Gründlichkeit befasst sich *Stefan Sonderegger* mit: Die ältesten Schichten einer germanischen Rechtssprache. Ein Beitrag zur Quellensystematik. – *Gottfried Beck* stellt uns Luzerner Richt- und Zeremonialschwerter vor, wobei schon der Titel sagt, dass es Schwerter gab zum Vollzug einer Strafe und zum Zweck der Zeremonien. Diesen Schweizer Schwertern stellt *Christian Altgraf zu Salm* an die Seite: Das Schwert des Strassburger Fürstbistums von 1663.

Die Reihe der Untersuchungen über alte Gerichte eröffnet *Louis Carlen* mit: Freigerichte im Oberwallis. Die Freigerichte waren bekannt, neu ist bei Carlen ihre zusammenfassende Geschichte, ihre Ableitung und Begründung verschiedener Thesen. Ins selbe

Kapitel der Gerichte gehört: *Hans Jänichen*, Zum oberschwäbischen Gericht. Die Verschmelzung der Landgerichte «In der Birs» und «Auf der Heide» nach urkundlicher Überlieferung. Beizufügen ist des weitern die Abhandlung des bekannten Offnungsforschers *Walter Müller:* Die Offnung des Freigerichts Thulinden. Recht und Lebensbeschreibungen, ins Biographische einreichende, finden wir bei *Ferdinand Elsener:* Die Anfänge des Schweizerischen Zivilgesetzbuches nach dem Briefwechsel zwischen Eugen Huber und Max Rümelin. *Karl Zbinden* schreibt über Kasimir Pfyffer von Luzern im Dienste des Strafrechts. Wir schliessen an: *Hans Liermann:* Die Altdorfer Juristen. Ein Beitrag zur Geschichte des Juristenstandes (Altdorf/Nürnberg). In etwa hier zu erwähnen ist der Vortrag von *Hans Peter:* Vom Einfluss der deutschen Zivilrechtswissenschaft auf die Schweiz (mit zahlreichen Gelehrtennamen). Dazu *Karl Schib:* Johannes von Müller und die Stadtgeschichte. Eine liebe Studie widmet *Bruno Schmid* dem Rechtsgeschichtlichen zu Gottfried Kellers «Landvogt von Greifensee». – Kirche im Recht ist im interessanten Exposé von *Ekkehard Fabian* enthalten: Ein Konstanzer Reformationsprozess vor dem Zürcher Rat zwischen Kirche, Politik und Recht 1525/1535–1538/1546, wo es darum geht, ob ein Hans Konrad Escher, Zürich, den Zins aus seiner Verpflichtung in Kloten an die bei der Reformation aus Konstanz nach Überlingen ausgezogenen Domherren oder an die Stadt Konstanz als Verwalterin der Kirchenfabrik des Münsters zu Konstanz zahlen dürfe oder solle (12 Gulden). *François Gilliard* behandelt in: Le rôle de l'officialité de Lausanne en matière d'exécution forcée, wie Gläubiger auch weltlicher Guthaben kirchliche Strafen, sogar die Exkommunikation mit allen ihren Folgen beantragen konnten und wie sie gewährt und vollzogen wurde. – *Nikolaus Grass* gibt einen Überblick über die Königskirchen in Europa (Hofkirchen, Saintes-Chapelles, böhmische Königskirchen u.a.) in: Zur Rechtsgeschichte der abendländischen Königskirche. Einwirkungen französisch-böhmischer Sakralkultur auf die Capella regia Austriaca. Wir lesen von *W. H. Ruoff:* Die Hohe Gerichtsbarkeit des Grossmünsterstiftes Zürich und seine Weibelhube in Fluntern, sodann von *Hans Werle:* Eigenkirchenherren im bonifatianischen Mainz. Was Brautlauf ist sagt uns *Hans-Rudolf Hagemann. Verena Stadler-Labhart* beschreibt Freilassung und Taufe in ihren Berührungspunkten. *Anton Largiadèr* schreibt: Zur Geschichte des Augustiner Chorherrenstiftes Mariazell auf dem Beerenberg bei Winterthur. *Karl-S. Kramers* Untersuchungen über Fränkische Siedelungsgemeinschaften ergeben ein aufschlussreiches Bild des Dorflebens jener Gegenden, ersehen besonders aus den Dorfrechnungen. Tief schürft *Johannes Spörl* in seinen Gedanken Zum Verlust des Mittelalters. Wege vom mittelalterlichen Selbstverständnis zum neuzeitlichen Mittelalter-Verständnis.

Über die Arbeiten von Karl Siegfried Bader haben *Edwin Conzett* und *Claudio Soliva* ein Verzeichnis erstellt: An Büchern, selbständig erschienenen Veröffentlichungen, an Arbeiten in Zeitschriften usw., an Lebensbildern und Nachrufen, an sonstigen Artikeln z.B. zum Tagesgeschehen, an kriminalrechtlichem Schrifttum, an Besprechungen, Anzeigen, als Mitherausgeber usw.: 863 Titel! Die Festschrift wird nicht nur als Dokument der Dankbarkeit und der Anerkennung, sondern in und an sich ihren Wert behalten.

J. Bielander

Karl Jaberg, Sprachwissenschaftliche Forschungen und Erlebnisse (Neue Folge, hg. von *S. Heinimann*). Bern, Francke Verlag, 1965. 380 S. (Romanica Helvetica, 75).

Unter dem gleichen Titel brachten 1937 Schüler und Freunde des berühmten Berner Romanisten, der mit Jakob Jud zusammen den «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz» (AIS) geschaffen hat, Vorträge und Aufsätze anlässlich seines 60. Geburtstages heraus (Rom. Helv., 6). Nun hat der Nachfolger Jabergs dem Wunsch des 1958 verstorbenen Gelehrten entsprochen und einen zweiten Band zusammengestellt. Zu den rein linguistischen Beiträgen sei hier nur bemerkt, wie ungemein sympathisch die undogmatische und doch immer wieder auf Grundsätzliches ausgerichtete Haltung des Verfassers berührt. Da Jaberg hinter den Wörtern auch immer die Realität sah (wie schon der Titel des AIS verrät), stand er in engem Kontakt mit der Volkskunde; diese Verbindung hat nun auch in einigen Beiträgen dieses Bandes ihren schönen Niederschlag gefunden. Seine

sprachlichen Betrachtungen über die Schaukel geben gleichzeitig Hinweise auf das Kinderspiel und Kinderlied in romanischen Ländern. Der Aufsatz über «Krankheitsnamen» (zuerst in unserem Archiv 47 = Festschrift Meuli erschienen) erörtert methodisch vorbildlich das Problem, wie weit gewisse Wörter für Krankheiten als Beweis für dämonistische Vorstellungen verwertet werden dürfen; Jaberg legt den Volkskundlern ans Herz, nicht zu übersehen, dass «realistische Beobachtungen» auch zu rein metaphorischen Bezeichnungen führen können, die keineswegs auf einen «Aberglauben» zurückgehen. Erstmals in deutscher Sprache erscheint in dem Bande der ebenso reizvolle wie umfangreiche Aufsatz über die Muttermale, deren Benennungen zum Teil die volkstümlichen Aitiologien (Gelüste der Mütter u.ä.) spiegeln. Jaberg hat hier verschiedene indogermanische und sogar einige nichtindogermanische Sprachen miteinbezogen; zudem handelt er vom Muttermal in der volkstümlichen und in der hohen Literatur und gibt eine kleine Kulturgeschichte der künstlichen Muttermale, der Schönheitspflaster. – Ein Verzeichnis der Schriften Jabergs und ausführliche Register geben dem Bande einen zusätzlichen Wert. Trümpy

Sigfrid Svensson, Introduktion till folklivsforskning. Stockholm, Bokförlaget Natur och Kultur, 1966. 203 S., 95 Abb.

Wenn Sigfrid Svensson eine allgemein gehaltene Übersicht und Einleitung über die wissenschaftlich betriebene Volkskunde «nordischer Observanz» gibt, so tut er das aus seiner reichen Erfahrung als Universitätsprofessor heraus und zugleich mit der weisen Einsicht, dass eine «Einführung» wirklich nur ein klug und zurückhaltend geschriebenes Buch sein dürfe. Der klare Stil und die gut überlegte Einteilung machen dieses Bändchen ausserordentlich sympathisch. Es gibt aber auch den Volkskundlern anderer Länder einen recht erwünschten Einblick in die Methodik und Vorstellungskreise der schwedischen Volkskunde, die ja so eng mit der Erforschung der Sachkultur zusammenhängt. Zwar besitzen wir bereits den deutschgeschriebenen Sammelband über Quellen, Forschung und Ergebnisse der schwedischen Volkskunde, der Svensson 1961 zu seinem 60. Geburtstag als Festschrift überreicht wurde.

Zur Erläuterung der schwedischen «Volkslebenforschung» führen wir die einzelnen Kapitelüberschriften an: Volkskultur und Altertumskunde, wobei die Kontinuität an Beispielen belegt wird: spinnen, Flechtwerkbau, Käsetropfbrett, Fischhaken, Nähnadel, Fleischgabel, Töpferhandwerk, Wagen und Anspannung, Ski-Typen. – Volkskultur und Primitivkultur: Fallen, Kalenderrechnung, Bärenjagd und Jägerriten. Transport auf der am Tier befestigten Schleife. – Anordnung nach entwicklungsgeschichtlichen Typen, Probleme der Kartierung und Datierung. – Urbarmachung des Bodens, Dialektgrenzen, Hoftypen. – Relikt- und Randgebiete, funktionelle und soziale Rückzugsgebiete, dargestellt am Dudelsackblasen, an Pflugformen und Arbeitstrachten. – Sache und Wort (um die schwedische Reihenfolge beizubehalten): Fischreusen, Schrankbetten, Bandweberei. – Auf modernere Probleme, teilweise soziologischen Charakters, weisen die Kapitel Traditionsausbreitung und Kulturkontakte; Hochkultur und Kulturfixierung (mit den retardierenden Stilelementen in der bäuerlichen Kunst); Volkskultur und «Zentrale Dirigierung»; Funktion und Milieu (Strukturveränderungen). – Die beiden folgenden Themenkreise sind in nordischen Ländern mehrfach abgehandelt worden: Vorlage, Nachbildung und Umbildung (aufgewiesen an Bildern, an Schnitzwerken und an der Wandmaleei); die Bedeutung der «Muster» für die Gestaltung der Jahresfeste. – Den Abschluss bilden die Kapitel über nordische und vergleichende Forschung (die Wirksamkeit einiger schwedischer Forscherpersönlichkeiten wird herausgehoben) und ein knapper Überblick über Studienpläne und Literatur zur Volksforschung an Universitäten (die Literaturangaben beschränken sich fast ausschliesslich auf schwedische Titel oder solche, die schwedisches Material darstellen). Wildhaber

Hilding Pleijel, Husandakt, husaga, husförhör och andra folklivsstudier. Stockholm, Diakonistyrelsens Bokförlag, 1965. 182 S.

Der bekannte schwedische Kirchenhistoriker vereinigt hier eine Reihe kleinerer Aufsätze zu einem Sammelband. In allen diesen Abhandlungen geht es um das Thema der protestantischen Volksfrömmigkeit, und zwar in ihren Abwandlungen vom offiziellen evangelisch-lutherischen Bekenntnis bis zum Herrenhutertum und schwedischen Pietismus. Schweden hat die Studien zur protestantischen Richtung der Volksfrömmigkeit besonders eingehend gepflegt, in ihren historisch-archivalischen Belegen sowohl als auch im Weiterwirken bis in unsere Tage. Pleijels Themenkreise sind die Hausandachten, wie sie auch in den Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche gefordert sind, die häusliche Katechisation und die biblischen Lesekränzchen, und dann das Gebiet der «Volksbücher». Wenn darunter die Bücher verstanden werden, welche in jedem Haus zum Inventar gehören und welche im täglichen Leben andauernd zu religiösen Übungen und profanen Praktiken gebraucht werden, dann gehören sicherlich die Bibeln, Hauspostillen, Katechismen und Psalmenbücher vor allem hieher. Bei ihnen können wir die eigenartige Zwischenstellung zwischen Erbauungsliteratur, Volkslesestoff und Orakelquellen besonders gut verfolgen. Die letzte Abhandlung befasst sich mit dem sogenannten «Messegeben», einer Redensart, wie sie bei der Rückkehr von der Kirche verwendet wurde, wo man sich die Hand gab und dazu sagte: «Messe in Gottes Namen»; Pleijel bezeichnet den Brauch als ein katholisches Relikt im schwedischen Volksleben.

Als Beiträge zur neuerlichen Intensivierung des Studiums der protestantischen Volkskultur würde man Pleijels Studien gerne in deutscher oder englischer Übersetzung oder auch nur in einer sorgfältigen Zusammenfassung in einer dieser Sprachen lesen. So kann man wenigstens auf seinen gehaltvollen Beitrag in der Festschrift Sigfrid Svensson «Schwedische Volkskunde» (Stockholm 1961) hinweisen: «Der religions- und kirchengeschichtliche Hintergrund der schwedischen Volkskultur» (64–86, mit guter Bibliographie). Wildhaber

New Mexico santos. How to name them. Illustrations by Frances Breese. Foreword and captions by *E. Boyd*. Santa Fe, New Mexico, Museum of New Mexico, 1966. 45 unpaginierte Seiten.

Dieses reizvoll ausgestattete Heft ist als «Bestimmungs-Hilfsmittel» für mexikanische (vor allem aus dem amerikanischen Staat New Mexico stammende) Heilige (Bilder und Holzplastiken) gedacht. Weil der mexikanische «Herrgöttlischnitzer» und «Täfelimaler» in der Darstellung seiner Heiligen oft die bestimmenden Attribute vergass oder sie umgestaltete und auch Einzelheiten des Kleides veränderte, fällt es gelegentlich etwas schwer, den Heiligen zu erkennen. Das neue Abbildungsheft soll mit seinen vorzüglichen Zeichnungen dem Sammler lateinamerikanischer Volkskunst das «Bestimmen» ermöglichen. Angaben über Verehrungen, Wallfahrten und Patronate sind nicht beigegeben; man darf also keineswegs ein wissenschaftliches Werk erwarten. Und doch möchten wir den Volkskundler, der sich für vergleichende Volksreligion interessiert, auf das Heft hinweisen; er wird nützliches Belegmaterial darin finden. Da gibt es z.B. acht verschiedene Marienausgestaltungen, wovon die eine Maria in ihrem Leben nach ihres Sohnes Tod zeigt, mit schwarzen Kleidern, weisser, langer Schürze und eigenartig befestigtem Rosenkranz. Dann ist eine Darstellung der Dreifaltigkeit, bei welcher alle Personen gleich wiedergegeben sind; sie stehen in schwungvoller Haltung auf einer Art Weltkugel. Die hl. Liberata entspricht unserer (bartlosen) hl. Kümmernis[1], was bei unseren Kümmernis-Arbeiten kaum bekannt zu sein scheint. Da der Totenschädel im mexikanischen Allerseelenbrauchtum eine besonders auffällige Bedeutung einnimmt, ist es nicht verwunderlich, dass er sich gleich bei drei Heiligen als Attribut findet: Franziskus von Assisi, Rita von Cascia und Rosalia von Palermo[2]. Endlich soll noch hingewiesen sein auf ein Bild des hl. Joseph, der

[1] Hiezu vgl. man Juan Ferrando Roig, Iconografía de los santos (Barcelona 1950) 170: «Liberata o Librada (y también: Munia, Vilgefortis o Kummernis)».

[2] Siehe hiezu auch Liefmann, Kunst und Heilige (Jena 1912) 313. Braun, Tracht und Attribute der Heiligen 826f.

scheinbar mit einem Hirtenstab wiedergegeben ist; es zeigt sich aber, dass dies der blühende Stab ist, den wir aus der schönen Arbeit von Leopold Kretzenbacher kennen[3].

Wildhaber

Warren E. Roberts, Norwegian folktale studies. Some aspects of distribution. Oslo, Universitetsforlaget, 1964. 88 S. (Studia Norvegica, 13).

Roberts unternimmt in seiner ausserordentlich interessanten Arbeit den aufschlussreichen Versuch, für die Volkserzählungen (im wesentlichen die Märchen) eines Landes die Normalform zu erschliessen und alle daraus sich ergebenden Nebenformen auf ihre geographische Verteilung hin festzulegen und zu erläutern. In der vollkommen klaren Überlegung, dass ein solcher Versuch nur auf einer breiteren Basis möglich und aussichtsreich sein kann, behandelt er 15 AaTh-Typen in kenntnisreicher und einfühlender Weise. Und doch müssen wir uns fragen, was nun eigentlich das Ergebnis dieser Arbeit ist. Wenn Roberts erklärt, "it may be possible to ascertain that certain areas of the country consistently develop special features of one sort or another in the tales which circulate there» (S. 11), so müssen wir ganz nüchtern sagen, dass er wohl zeigt, dass solche Nebenentwicklungen vorkommen – was weder verwunderlich noch besonders erstaunlich ist –, dass er aber in keinem Fall erklärt, weshalb sie vorkommen. Aus seinen Ausführungen muss man entnehmen, dass er die Erzählungen als selbständigen charakteristischen Wesenszug einer Landschaft auffasst, unabhängig vom Erzähler; denn der Erzähler wird nirgends erwähnt, so dass wir nirgends feststellen können, ob er wirklich ein integrierender Teil einer Landschaft ist oder nicht. Das wäre doch eigentlich die erste Voraussetzung für die Beweisführung einer derartigen Studie. Die zweite Voraussetzung wäre, ob aus den Erzählvarianten gewonnene Ergebnisse sich auch in anderen volkskundlichen Themenkreisen bestätigen würden und damit einen Beitrag zu einer «Landschafts-Charakteristik» liefern könnten. Nur dann würde sich Wesentliches über die volkskundliche Problematik einer traditionellen Landschaft gewinnen lassen. So aber müssen wir feststellen, dass der Versuch in der Zufälligkeit der aufgenommenen Erzählungen und der undefinierten Erzähler hängen bleibt; sogar, dass in einigen Landschaften die Variationsfreudigkeit grösser ist als in anderen wird nur auf Grund zufälliger Aufnahmen angenommen, aber nicht auch auf Grund anderer Fakten als «typisch» erwiesen. Nur die Änderung des Namens des Helden ist doch wohl kaum schon ein Wesenszug für eine charakteristische Landschaft. – Nebenbei: die Erwähnung, dass lappische Geschichten andere Züge aufweisen, hätte für einen Europäer füglich unterbleiben können, denn wenn es auch norwegische Lappen gibt, so gehören sie ethnisch einer so anderen Kultur an, dass geographische Umgrenzungen hier sinnlos werden. – Trotz allen Beanstandungen an Roberts' Arbeit sind wir dankbar dafür, weil sie uns die Schwierigkeiten einer derartigen, wirklich positiven Themenstellung klar erkennen lässt.

Wildhaber

Sagen und ihre Deutung. Beiträge von *Max Lüthi*, *Lutz Röhrich* und *Georg Fohrer*. Mit einem Geleitwort von *Will Erich Peuckert*. Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht, 1965. 80 S. (Evangelisches Forum, Heft 5).

Das schmale Bändchen enthält Vorträge, die vor der «Evangelischen Akademie Tutzing» gehalten wurden. Es geht im wesentlichen darum, dass auch von Erzählungen, die objektiv unwahr sind, eine starke religiöse Kraft ausgehen kann. Deshalb scheute sich der Theologe Fohrer nicht, seinem Beitrag den Titel «Die Sage in der Bibel» zu geben. Lüthi sieht in der Sage vor allem die «Begegnung mit einer anderen Welt», welche die «profane Sicherheit» des Menschen erschüttern kann. Röhrichs Beitrag bietet einen höchst willkommenen Überblick über «Teufelsmärchen und Teufelssagen»; die beigefügte Bibliographie wird bei weiterer Forschung gute Dienste leisten.

Trümpy

---

[3] 'Stabbrechen' im Hochzeitsritus? Zur apokryphen Erzählgrundlage eines Bildmotivs im sposalizio-Thema: Fabula 6 (1964) 195–212.

Wolfram Eberhard, Erzählungsgut aus Südost-China. Gesammelt, übersetzt und bearbeitet. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1966. XI, 298 S. (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe A: Texte, 6).

Dass Erzählungsgut jeglicher Art zu den Forschungsgebieten einer übernationalen Volkskunde gehört, dürfte heute selbstverständlich sein. Wir sind also immer wieder dankbar, wenn wir eine wissenschaftliche Ausgabe von Texten eines aussereuropäischen Volkes erhalten, die mit einer derartig überlegenen Zuverlässigkeit zusammengestellt wurde, wie es bei Eberhard der Fall ist. Wir haben dies erst kürzlich bei seinen «Folktales of China» feststellen dürfen. Im vorliegenden Band sind drei Sammlungen vereinigt, welche Eberhard 1934 erhalten konnte; sie gehören also noch dem vorkommunistischen China an. Es handelt sich um rund 500 Texte. Eberhards Buch ist aus verschiedenen Gründen nicht nur motivlich, sondern ebensosehr thematisch höchst anregend und aufschlussreich. Zunächst handelt es sich durchwegs um Material, das von Jungen und Mädchen zwischen zehn und zwanzig Jahren berichtet wurde, teilweise von Lehrern bestellt; es handelt sich also um ein recht einheitliches Vergleichsmaterial, sowohl was die soziale Herkunft als die geographische Geschlossenheit betrifft. Eine eigenartige Bedeutung erhält das Buch auch deshalb, weil längst nicht alles nur Volkserzählungen im herkömmlichen Sinne sind; wir erhalten zahlreiche Wallfahrts- und Mirakelberichte, Beschreibungen, wie Pilgerfahrten – vor allem zum Grafen Hu – organisiert wurden, wie man sich dabei zu verhalten habe und welche Opfer man zu bringen habe. Ferner finden sich viele Belege für Glaubensvorstellungen und Zauberhandlungen. Besonders begabt für schwarze Magie erweisen sich Maurer und Zimmerleute; sie können beim Hausbau das zukünftige Geschick der Bewohner entscheidend beeinflussen. Eberhard weist auch auf die Tatsache hin, dass er mit voller Absicht alle Texte – auch die scheinbar sich wiederholenden – wortgetreu wiedergegeben habe. In einem besonders eindrücklichen Fall werden rund 100 Varianten erzählt. Eberhard erwähnt hiezu, dass die meisten Märchensammler sich bestreben, einen möglichst «guten» Erzähler zu finden und ihm dann sein ganzes «Œuvre» zu entlocken. Hier sind aber 100 Erzähler, gute und schlechte. Man kann nun versuchen, aus diesen Erzählungen eine Standardform herauszuschälen und mögliche Varianten davon abzuspalten. Uns scheint Eberhards Überlegung die volkskundlich reine und klare Vorgehensweise; denn diejenigen des «guten» Erzählers ist im Grunde doch immer noch der letzte Einfluss der «Literarhistorie» und somit nicht nur durch die Forderungen einer selbständigen volkskundlichen Disziplin bedingt. Für Eberhard gibt es nur «richtig» und «falsch» erzählte Wiedergaben. Einen anderen Fall erwähnt Eberhard nur als eigenartiges Phänomen, ohne auf die Gründe einzugehen: er hat eine Geschichte, die mündlich erzählt und gleich anschliessend schriftlich fixiert wurde (vom gleichen Erzähler natürlich); die Fassungen weichen voneinander ab.

In der Einleitung führt Eberhard mit überzeugenden Gründen an, warum in China so spät mit der – auch dann noch zögernd durchgeführten – Sammlung von Volksgut begonnen wurde, warum fast nichts publiziert wurde und warum auch kaum weiter gesammelt wird. Zudem sind die heutigen gedruckten Texte konsequent für politische Zwecke umgeformt. Um so mehr dürfen wir diese wertvolle Bereicherung würdigen; Eberhard gibt alle Nummern seiner drei Sammlungen wieder mit Ausnahme der in den leicht erreichbaren «Volksmärchen» und «Chinese Fairy Tales» bereits gedruckten Beispiele. Für den Nicht-Sinologen dürfte auch Eberhards Bibliographie wertvolle Hinweise bieten. Dazu kommt ein ausführliches Register. Wildhaber

Felix Karlinger, Der abenteuerliche Glückstopf (Märchen des Barock). München, F. Bruckmann, 1965. 208 S. (Bruckmann Querschnitte).

Im ausführlichen Nachwort rechtfertigt Karlinger seine Ausgabe so: «Die komparative Forschung hat bisher die Märchenliteratur des 17. Jahrhunderts vernachlässigt, und es ist deshalb noch nicht möglich, ein abschliessendes Urteil zu geben. Wir glauben jedoch, dass diese Auswahl von Texten wenigstens einen kleinen Begriff zu vermitteln vermag, welcher Natur die Märchen und Märlein des Barock waren und welche Funktion ihnen in den

verschiedenen europäischen Räumen zukam.» Zu diesem Zweck hat er neun italienische, einen spanischen und sechs französische Texte übersetzt und Stücken von Praetorius (hauptsächlich aus dem «Rübezahl» von 1662) und Grimmelshausens «Bärnhäuter» gegenübergestellt. Über die Auswahl liesse sich selbstverständlich streiten; die Dornröschen-Fassung von Basile, der unter den Italienern mit Recht am besten vertreten ist, könnte noch bequemer zu «komparativen» Überlegungen führen als andere Stücke, und dasselbe gilt für Perrault. (Das «Dornröschen in drei Sprachen» von Fritz Ernst ist ja längst vergriffen.) Das Dargebotene darf immerhin als repräsentativ gelten, und es ist Karlinger bei den italienischen Texten gelungen, den Stil der Originale in deutscher Sprache sichtbar zu machen. Die Übersetzungen aus dem Französischen lesen sich leicht, sind aber nicht in allen Einzelheiten korrekt, und für die «Weisse Katze» der Madame d'Aulnoy hätte unbedingt wie für ihre andern Stücke angegeben werden sollen, dass vieles (und nicht nur Bedeutungsloses) weggelassen wurde. Der Abdruck aus Grimmelshausen ist leicht modernisiert, sonst aber korrekt. Im Nachwort wäre ein Hinweis am Platze gewesen, dass die «komparative» *Märchen*forschung die hier publizierten Texte längst herangezogen hat. – Das Buch ist mit vielen zeitgenössischen Stichen illustriert, die dem Leser neben den Erzählungen die optischen Märchenvorstellungen jener Epoche nahebringen können. Trümpy

Siegfried Neumann, Der Mecklenburgische Volksschwank (Sein sozialer Gehalt und seine soziale Funktion). Berlin, Akademie-Verlag, 1964. 113 S. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde, 35).

Neumann hat 1963 im gleichen Verlag das Buch «Volksschwänke aus Mecklenburg (Aus der Sammlung Richard Wossidlos)» herausgebracht und legt nun zu diesem umfangreichen Material Untersuchungen vor, die dem Wesen des Schwanks, vor allem als einer «Waffe und Äusserung sozialen Aufbegehrens» (S. 102), gelten. In dieser Funktion stellt sich der Schwank neben die Fabel «als Waffe des Kleinen, Schwachen gegenüber dem Mächtigen» (K. Meuli, in: SAVk 50, 78, von Neumann nicht angezogen), und sie verdient es, neben der unmittelbar einleuchtenden, dem Vergnügen am Lachen, das Neumann durchaus anerkennt, ernst genommen zu werden. Das Erzählen bestimmter Schwänke kann bei den Zuhörern tatsächlich feindselige Gefühle aktivieren; ich habe es in meiner glarnerischen Heimat mehr als einmal erlebt, wie Lehrerwitze eine latente Animosität gegen den Lehrerstand nicht nur blosslegten, sondern förderten. In Mecklenburg waren vor allem die Pastoren Objekte der Aggression, wobei man ihnen Dinge nachsagte, die eigentlich nur in der Zeit der «Pfaffenkellnerinnen» sinnvoll waren. – Revolutionen vermögen auch die angriffigsten Schwänke nicht auszulösen, und so warnt Neumann (101) mit Recht vor einer Überbewertung des «sozial akzentuierten Schwankgutes», wie er überhaupt darum bemüht war, die verschiedenen andern Aspekte der Schwankliteratur nicht zu übersehen. Da Wossidlos Material für eine Darstellung der Erzählsituationen nur wenig hergab, führte Neumann eigene Aufnahmen, vorwiegend bei alten Leuten, durch und konnte damit sein Buch um wertvolle Angaben bereichern. Eingehenderes Studium würde sein Hinweis (41) verdienen, dass bei allem Gegenwartsbezug die Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts Modell für viele Schwanktypen geblieben ist (vgl. die Pfaffenkellnerin). Wer Schwänke als Spiegelung einer Realität auswerten will, findet in Neumanns Buch einen Führer, den man nicht einfach links liegen lassen darf. Trümpy

Mathilde Hain, Rätsel. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1966. IV, 62 S. (Sammlung Metzler/Realienbücher für Germanisten, Abteilung Poetik, 53).

Die Frankfurter Volkskundlerin hat sich bereits früher Verdienste um die stark vernachlässigte Rätselforschung erworben; mit diesem vorzüglichen geschriebenen und mit Literaturangaben reich bedachten Bändchen erschliesst sie in willkommener Weise den Zugang zu einer einst literarisch und brauchtümlich bedeutsamen Form der Kleindichtung. Es werden wohl alle Fragen literarischer und volkskundlicher Art erwähnt, und der Benützer erkennt fast überall den Stand der Forschung. Ein paar Ergänzungen er-

scheinen mir für eine zweite Auflage vielleicht doch empfehlenswert. Beiträge zum Rätsel des 17. und 18. Jahrhunderts bringt Elfriede Moser-Rath in der Festschrift für von der Leyen (1963). Vom Rätsel im Märchen handeln auch Joan Amades in «Fabula» 3 und Max Lüthi im Büchlein «Es war einmal» (90ff.). Die zweideutigen Rätsel im «Lalebuch» (100ff. Bahder) verdienten schon wegen der «Rätselsituation» Erwähnung. Material zu sprachlichen Spielereien bringt jetzt Alfred Liede, Dichtung als Spiel (1963). Fürs Mittelalter dürfte sich noch manches in den verschiedenen Bänden von Hans Walther, Carmina medii aevi posterioris Latina, finden; jedenfalls bietet er reiche Nachweise zu dem mir aus anderer Quelle vertrauten Scherzrätsel, das sich als «komparativisches» neben die bei M. Hain mehrfach erwähnten «superlativischen» stellt:

Quid levius fumo? Flamen. Quid flamine? Ventus.
Quid vento? Mulier. Quid muliere? Nihil.

Auch die «Kinderräthsel» im «Alemannischen Kinderlied» von Rochholz (199ff.) verdienten neben den andern Angaben aus der Schweiz Erwähnung. Trümpy

Wolfgang Suppan, Volkslied (Seine Sammlung und Erforschung). Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1966. X, 59 S. (Sammlung Metzler / Realienbücher für Germanisten, Abteilung Poetik, 52).

Das Büchlein, das ja Germanisten eine Einführung in die Probleme der Volksliedforschung geben sollte, fällt aus dem Rahmen seiner Reihe. Als musikologischer Fachmann am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. hat Suppan bei seinen eigenen Gedanken und den Literaturangaben das Gewicht einseitig auf die musikalische Komponente gelegt. Vom Inhaltlichen ist nur ganz knapp die Rede; wo er die sog. historischen Volkslieder erwähnt (32), fehlt sogar ein Hinweis auf Liliencrons unentbehrliche Sammlung. Auch den für die «Poetik» grundlegenden Begriff des «Zersingens» sucht man vergeblich. Es wäre richtiger gewesen, der Verleger hätte für die Volksliedertexte ein besonderes Bändchen vorgesehen. – Im übrigen hat gerade für den Philologen die musikologische Orientierung etwas Anregendes und Erfrischendes, zumal Suppan ausdrücklich als Vertreter einer «jungen Generation» schreibt. Für die Literaturangaben zum textlosen Singen (Jodeln) darf man ihm dankbar sein, für seine Forderung, Schlager und Jazz in die Volksliedforschung einzubeziehen, bringt er hörenswerte Argumente vor. Ob seine Theorien über das Alter der Melodien haltbar sind, entzieht sich unserer Beurteilung; beruhigend ist es jedenfalls zu erfahren, dass eine enge Bindung zwischen Musik und Text (objektiv) nicht besteht, dass somit eine philologisch ausgerichtete Volksliedforschung nach wie vor ihre Berechtigung behält. Trümpy

Maria Zlinsky-Sternegg, Renaissance-Intarsien im alten Ungarn. Budapest, Corvina, 1966. 70 Textseiten, 48 Bildseiten.

Das Bändchen gibt eine kluge Einführung in die Blütezeit der ungarischen Möbelkunst des 16. und 17. Jahrhunderts, da die unter italienischem Einfluss aufgekommenen Einlegearbeiten zu ihren bedeutendsten Merkmalen gehörten. Unter den vornehmlich aus Florenz eingewanderten «maestri di legname, d'intaglio e di tarsia» erreichte dieses Kunsthandwerk der Renaissance am Königshof des Matthias Corvinus seinen Höhepunkt. Nach Augenzeugenberichten soll die Inneneinrichtung der Schlösser mit ihrem prächtigen Äussern gewetteifert haben, denn allmählich brachten einheimische Tischler die neue Technik selbst zur Vollendung. Ausser Chorgestühlen und Schränken sind auch schon Truhen gefertigt worden, die an Schönheit und künstlerischem Wert den berühmten cassoni der italienischen Fürstenhöfe kaum nachstanden. Dass man ein solches Gebrauchsmöbel mit der malerisch und perspektivisch wirkenden Intarsientechnik verzieren liess, spricht für den erlesenen Geschmack jener humanistisch gebildeten weltlichen und geistlichen Magnaten. Leider sind nur wenige Objekte der Vernichtung entgangen, am ehesten jene Sachgüter, die das repräsentative, mobile Prunkstück der damaligen Wohnung darstellten, eben hauptsächlich Truhen, «deren Mehrzahl in ihrem architektonischen Aufbau nach italienischer Art an die Fassade von Renaissancepalästen erinnert». Die Verfasserin

beschreibt ihre Möbelbeispiele, zu denen auch 3 Brauttruhen aus dem frühen 17. Jahrhundert zählen, präzis; sie vermittelt überdies ganz allgemein ein detailliertes Bild von der Entwicklung der Einlegearbeiten. Walter Tobler

Christian Padrutt, Staat und Krieg im alten Bünden. Zürich, Fretz & Wasmuth Verlag AG, 1965. 274 S. (Geist und Werk der Zeiten / Arbeiten aus dem Historischen Seminar der Universität Zürich, Heft 11).

Der Verfasser dieser historischen Zürcher Dissertation dankt im Vorwort «Richard Weiss für die unvergessliche Einführung ins Reich der historischen Volkskunde» und «Hans Georg Wackernagel für seine wertvollen Hinweise und Ermunterungen»[1], und schon darum ist eine Anzeige dieser umfangreichen, gelehrten und begeistert geschriebenen Arbeit hier am Platze. In geradezu verschwenderischer Fülle (die eigentlich ein Register gefordert hätte) werden aus gedruckten und ungedruckten Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts Zeugnisse dafür ausgebreitet, wie stark das irrationale, unstaatliche Element im Krieg der alten Bündner war, anders, als es die Geschichtsschreibung vor Wackernagel wahr haben wollte. Die Ergebnisse decken sich weitgehend mit Wackernagels und Schaufelbergers Untersuchungen, nur lässt sich für Graubünden eine deutliche Kulturverspätung gegenüber der alten Eidgenossenschaft feststellen: Die rationalen staatlichen Ordnungsmächte konnten sich auch mit der Reformation nicht richtig durchsetzen. – An mehreren Stellen verheisst der Verfasser entsprechende Untersuchungen für das kriegerische 17. Jahrhundert; wir erhoffen die Einlösung dieses Versprechens, schon weil das vorliegende Buch auch für die Volkskunde im engeren Sinne reichen Ertrag abgeworfen hat, wie einige Stichworte zeigen mögen: Knabenschaften (29. 46. 62ff. 84f. 99. 171. 244. 250); Schützenwesen (15. 23. 50. 78); Fahne (25. 27. 45f. 98); Jagd (80); Masken (86f.); Heischen (156ff.); Heimsuchung und Wüstung (90. 119. 182. 219. 227); Viehraub, beliebtes Sagenmotiv (89f. 94, 122. 178); Totenkult (79. 205ff.); Kartenspiel (191f.); Bauernarbeit (30. 75. 77); Nahrung und Getränk im Krieg (145f.: Wein wichtiger als Milchprodukte!); erbeuteter Hausrat (174f.). Trümpy

Doris Stockmann, Wilfried Fiedler, Erich Stockmann, Albanische Volksmusik. I Gesänge der Çamen. Berlin, Akademie-Verlag, 1965. VI, 302 S., mus. Not., 1 Karte. (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, 36).

Die Volksmusik Albaniens ist – ungeachtet der Bedeutung dieses Landes für die Erhellung der mannigfachen, von ihm ausgehenden Einflüsse und der zum Teil recht komplizierten Zusammenhänge mit andern Balkanländern – bis anhin von der Forschung recht eigentlich vernachlässigt worden. Massgebende Forscher wie Béla Bartók, Zoltán Kodály, Constantin Brăiloiu oder Vasil Stoin, die im Zusammenhang mit der Sammlung und Erforschung der Volksmusik des Balkans in so hervorragender Weise hervorgetreten sind, arbeiteten nie oder kaum in Albanien. Darum ist es um so wesentlicher, dass Doris Stockmann, Wilfried Fiedler und Erich Stockmann im Auftrag der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Staatsuniversität zu Tirana im Jahre 1957 eine Sammelexpedition durchführen konnten, deren Materialien nunmehr unter dem Titel «Albanische Volksmusik» vom Akademie-Verlag Berlin herausgegeben werden. Der erste Band bringt Gesänge der Çamen. Die Çamen (albanisch: çamët) bilden eine Untergruppe der Tosken im heutigen Grenzgebiet zwischen Albanien und Griechenland. Die Expedition von 1957 arbeitete, zusammen mit albanischen Folkloristen, in sehr gezielter Weise an relativ wenigen Orten, dafür aber überaus gründlich. Dies vermag schon der erste der auf insgesamt vier bis sechs Bände veranschlagten Publikation zu beweisen: Die zusammen dreissig Gesänge aus Fier, Babicë und Skelë sind nicht nur sorgfältig ediert

---

[1] Vgl. auch: Christian Padrutt, Bündner Burgenbruch, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 65. Bd., 1965, Nr. 1 (Hans Georg Wackernagel zum 70. Geburtstag), 77ff.

(Transkriptionen und Texte mit Übersetzung aus editionstechnischen Gründen getrennt) sondern auch hinsichtlich ihrer Struktur eingehend untersucht worden. Zur Transkription: Über die Problematik der Transkription improvisatorischer Volksmusik hat sich Doris Stockmann (Seite 23 ff.) ihre Gedanken gemacht; jeder, der sich mit diesem überaus kniffligen Problem der musikalischen Volks- und Völkerkunde zu befassen hat, nimmt mit Gewinn die grundsätzlichen Überlegungen der Autorin zur Kenntnis. Bei den, im Blick auf analytische Arbeit nun einmal unerlässlichen Übertragungen in irgendeine Notation wusste sich die Bearbeiterin davor zu hüten, einem heillosen Physikalismus zu verfallen und auch musikalisch nicht relevante Dinge ins Notenbild zu bringen (welchen Grad der Verschleifung etwa soll man noch notieren?). Sie ging vielmehr stets vom musikalischen Sinn aus und unterliess es, ihn im Notenbild zu verunklären durch Dinge, die man aus Tonbandaufnahmen zwar durchaus auch noch heraushören kann, die indessen nicht eigentlich musikalisch zu erfassen sind. Die Editionspraxis der Ungaren erwies sich – leicht modifiziert – auch im albanisch-griechischen Raume abermals als probates Verfahren.

Zu den Analysen: Doris Stockmann, Autorin des Hauptteils Musik (Seite 21–160), untersucht mit wissenschaftlicher Akribie Gestalt und Gestaltung der überwiegend chorisch vorgetragenen çamischen Männer- und Frauengesänge, unter denen sich historische Lieder, Balladen, Hochzeits- und Liebeslieder befinden. Nur die ausschliesslich von Frauen gesungenen Wiegenlieder und Totenklagen sind solistisch. Etwas merkwürdig mutet erst einmal die generelle Einteilung in «Mehrstimmige Bordungesänge», «Nichtbordunale Chorgesänge» und «Sologesänge» an, zumal erstere nicht mehr als ein Drittel der hier vorliegenden Stücke ausmachen (überwiegend pentatonische oder engstufige hexatonische Leitern). Die Rubrizierung erweist sich denn aber doch als sinnvoll, da bei den nichtbordunalen Gesängen zwar häufig das antiphonische Prinzip, nicht eben ausgeprägt aber das responsorische sich findet: Der Wechsel zwischen solistischen und chorischen Partien hat kaum formbildende Kraft. Auf minutiöse Weise untersucht Doris Stockmann jeden der dreissig Gesänge hinsichtlich der äusserst differenzierten Rhythmik, der komplizierten Metrik, der Intervallfolgen und der Zusammenklänge. Harmonische Struktur, Charakteristika der Stimmführung sowie formaler Bau zeigen grosse Einheitlichkeit des gesammelten Materials, wobei aber bezeichnend ist, dass sich spezifische Eigenheiten des männlichen und weiblichen Gesangsstils klar nachweisen lassen. Wenn auch die Beispiele von der Zahl her nicht als repräsentativ für den gesamten çamischen Gesang betrachtet werden können, so enthält allein schon diese Sammlung jedoch eine solche Vielfalt an musikalischen Formen und Techniken, dass weitere Übertragungen zwar vermehrt Klarheit schaffen könnten über Häufigkeit oder Seltenheit benutzter Formen und Gestaltprinzipien, wohl aber kaum wesentliche andere musikalische Sachverhalte mehr zu Tage zu fördern vermöchten.

Mit beispielhafter Exaktheit bearbeitet Wilfried Fiedler die Texte (S. 163–291). Er stellt den im ersten Teil des Buches veröffentlichten gesungenen Fassungen jeweils «dem gesungenen Text möglichst nahe, jedoch mit dem diktierten Text verglichene und bei Liedern mit mehreren nicht synchronen Solostimmen abstrahierte» Fassungen gegenüber. Anhand dieser studiert er Inhalt, Stil und Textaufbau, untersucht er die rhythmisch-metrische Struktur, die in so hohem Masse die musikalische Faktur bestimmt, äussert er sich auch zum Formalen (Strophenbau und Reimschema). Der auf relativ schmaler Materialbasis angelegte, durch exakte wissenschaftliche Arbeitsmethoden aber den Charakter der çamischen Gesänge wesentlich erhellende Band stellt einen fundamentalen Beitrag zur Volksmusik des Balkans dar. Die Fortsetzung dieser «Albanischen Volksmusik» ist ein dringendes Gebot der Wissenschaft. Hans Oesch

Rosemarie Weber, Westfälisches Volkstum in Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Münster, Verlag Aschendorff, 1966 150 S., 4 Karten, 10 Abb. (Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 17).

Diese wohlausgestattete, schöne, bei Bruno Schier in Münster entstandene Dissertation behandelt ein Thema, das sowohl im allgemeinen wie im besonderen das Interesse des Volkskundlers anspricht: das Problem der Widerspiegelung von Volksleben in Werken der hohen Kunst am Beispiel des Werkes einer so bedeutenden Dichterin wie Annette von Droste-Hülshoff. Als ergiebigste Quellen erwiesen sich für die Verf. die Prosaschriften der Dichterin: «Bilder aus Westfalen», «Bei uns zu Lande auf dem Lande», «Die Judenbuche» und «Ledwina» sowie ihre Briefe, die – bisher unveröffentlicht – in den Familienarchiven eingesehen und umsichtig ausgewertet wurden. Daneben erfasst R. Weber aber auch die Umgebung der Annette: das Tagebuch der Schwester Jenny und für das Kapitel über das Zweite Gesicht das «Liber mirabilis» des Vaters sowie in einem eigenen Kapitel den Anteil Annettes an Levin Schückings Schriften. Es kommt dem Forschungsziel der Verf. sehr zustatten, dass ja die Annette selbst gewissermassen volkskundliche Pläne im Auge hatte, dass sie zu ihrer Zeit verschwindende Erscheinungen des Volkslebens wenigstens in schriftlichen Zeugnissen retten wollte und sich entschloss, trotz mancher psychologischer Vorbehalte «das Landvolk zum Stoffe zu wählen... mit seinen duseligen Begriffen, seltsamen Ansichten, lächerlichen Schlussfolgerungen und andererseits praktischem Verstande in manchen Dingen, Schlauheit und nationellem Humor». Drei grosse Komplexe des Volkslebens sind es, um deren Sichtbarmachung es der Droste vor allem geht: Sitten, Charakter und Volksglaube. Und so verläuft auch die Disposition der vorliegenden Veröffentlichung: nachdem die literarischen Quellen, die dargestellten Landschaften, ihre Bevölkerung und der beschriebene Zeitraum vorgestellt worden sind, gliedert R. Weber ihre Ergebnisse klar und übersichtlich in die dargestellten Brauchtumsabläufe, die Volksglaubenszeugnisse, insbesondere das Zweite Gesicht, und den Volkscharakter. Mit kurzen Kapiteln kommen auch Volkssprache, Lied, Sage und Märchen und die sachliche Volkskultur zur Geltung.

Die Verf. geht – und das ist lobend hervorzuheben – durchaus über das hinaus, was man im allgemeinen in Darstellungen findet, die «Volkskundliches bei...» betitelt sind, denn sie ist sich immer des besonderen Blickwinkels bewusst, aus dem das adlige Fräulein das Volksleben bei aller herzlichen Volksverbundenheit kennenlernte. So sind es z.B. bei den Erntebräuchen (S. 45ff.) nur Ausschnitte, die uns durch Annette als einem Mitglied der Familie auf dem Edelhofe überliefert werden: der «funkelnde Erntekranz» und die Sprüche bei seiner Überreichung. Oder die Einführung der Bescherweihnachten im herrschaftlichen Hause (S. 51ff.) und die dort schon traditionelle Sitte eines lichtergeschmückten Baumes um 1825, wofür wir als Abb. 1 auch einen schönen frühen Bildbeleg erhalten. Sachkundig und kritisch führt die Verf. dann die berühmten Volkscharakteristiken vor, die die Droste von den handelstüchtigen Sauerländern, den unterdrückten Paderbörnern und den bäuerlich konservativen Münsterländern entworfen hat. Aber über den quellenkundlichen Gewinn hinaus, den wir aus dem Werk der Dichterin ziehen dürfen, hat R. Weber schön herausgearbeitet, wie auch dieses Werk selbst seine Kraft aus dem Wesen der westfälischen Volkskultur zieht, in dem die Annette wurzelt. Ein umfängliches Literaturverzeichnis (S. 129–139) rundet die schöne Arbeit (der ein Sachregister nicht geschadet hätte) ab. Ingeborg Weber-Kellermann

Kurze Hinweise

Mil. S. Filipović, Einige Motive in der balkanischen Folklore. In: *Zeitschrift für Balkanologie* (Wiesbaden) 3 (1965) 64–76. – Der Aufsatz ist vor allem für die Sagen- und Glaubensforschung wichtig, weil hier – allerdings mehr in lose aneinandergereihten Hinweisen – einige allgemein verbreitete Motive in ihrer Lokalisierung auf dem Balkan aufgezählt werden. Es handelt sich um Fussabdrücke in Stein, die Heiligen oder Helden zugeschrieben werden, um die Landerwerbung durch eine in Riemen zerschnittene Haut (Dido-Motiv), um das Dädalus- und Ikarus-Motiv, um den Faden der Ariadne, um das Motiv der warnenden Gänse (kapitolinische Gänse), um die Landerwerbung durch Umreiten (inner-

halb eines bestimmten Zeitraumes), um das (von Filipović schon früher eingehend behandelte) Motiv der Kupfertenne, das einfach eine Erinnerung an früheren Kupferbau enthält, um Sagen von Auswanderungen und alten Gräbern.

Gustav Ränk, Einige Beobachtungen über die wotischen Erntebräuche. In: *Annales Societatis Litt. Estonicae in Svecia* 4 (1966) 117–122, 4 Abb. – Auch bei den Woten sind mit der rationalisierten und kollektivisierten Landwirtschaft die ehemaligen Erntebräuche nur noch in der Erinnerung erhalten geblieben. Der Verfasser hat solche Erinnerungen vor mehr als 20 Jahren auf einer Reise aufgezeichnet. Es handelt sich um eher sporadische Beispiele für die «erste Garbe» und um schöne und interessante Belege zur «letzten Garbe», die als «Bart des Jahres» bezeichnet wurde. (Als «Bart» – nämlich eines Heiligen oder Gottes – wird sie auch sonst im slavischen Osten bezeichnet). Meistens wird unter diese Garbe Brot oder ein voller Breitopf gelegt; Brot und Brei werden dann gemeinschaftlich gegessen. Mit dieser Handlung soll ein gutes Erntejahr, ohne Dürre und mit ausreichendem Regen, erwirkt werden.

Gustav Ränk, Brunnsletarna och slagrutan i svensk folktradition [Die Wünschelrute in der schwedischen Volksüberlieferung]. In: *Arv* 21 (1965) 136–179. Deutsche Zusammenfassung. – Auf Grund der eingegangenen Antworten einer im Jahre 1949 durchgeführten Enquête kann Ränk eine wohldokumentierte Arbeit über die technischen und glaubensmässigen Angaben zur Funktion der Wünschelrute beibringen. Unsere Kenntnis über diese Frage wird damit wesentlich bereichert. Besonders aufschlussreich ist die nachweisbare Feststellung, dass die Wünschelrute anfänglich ein Hilfsgerät der Bergleute zur Entdeckung von Metallvorkommen gewesen ist und dass die Angaben über ihre Verwendung zum Wassersuchen nur bis ins 16. und 17. Jahrhundert zurückreichen. In grossen Teilen von Osteuropa, wo es keine Erzbergwerke gibt, ist auch die Wünschelrute kaum bekannt gewesen.

Leopold Kretzenbacher, Die Legende vom mitleidigen Todesengel. Motivbestand und Funktion in der Volksdichtung. In: *Beiträge zur Südosteuropa-Forschung, anlässlich des I. Internationalen Balkanologenkongresses in Sofia, 1966* (München 1966) 194–210. – Kretzenbacher beschenkt uns wieder mit einem seiner beglückenden Aufsätze, an denen wir nicht nur seine tiefe Vertrautheit mit der Welt des Ostens, sondern ebensosehr die menschlich-mitfühlende Wärme der Schilderung bewundern. Dem Erzengel Michael sind in der Ikonographie, der theologischen Hagiographie und der volkstümlichen Legendendichtung verschiedene Funktionen zugewiesen. Am bekanntesten ist diejenige des Seelenwägers, des Vorrichters an der Jenseitswaage. Daneben übernimmt er auch das «Seelengeleite»: er hat die Seelen aller verstorbenen Gläubigen ins Jenseits zu geleiten. Wahrscheinlich auf die Volksüberlieferungen von Ost- und Südosteuropa beschränkt ist die Vorstellung vom «Todesengel» Michael, welcher die Lebenden zur festgesetzten Stunde ins Jenseits abzuberufen hat. Für diese Vorstellung führt Kretzenbacher drei ergreifende Legendentexte aus Bosnien, der kroatischen Lika und aus Serbien an (Urtext und deutsche Übersetzung). Daran schliesst er seine Betrachtungen über die Motive des «Todesengels» und des «Mitleids» an.

Czesław Witkowski, Doroczne polskie obrzędy i zwyczaje ludowe [Polnische Jahresfeste im Volksbrauch]. Kraków, Muzeum Etnograficzne, 1965. 92 S., Abb. Zusammenfassungen in deutscher, englischer und französischer Sprache. – Das reichhaltige Material des prächtigen Volkskunde-Museums in Krakau gibt dem Verfasser Gelegenheit, eine sehr nützliche (und erfreulicherweise durch die ausführliche deutsche Zusammenfassung gut brauchbare) Zusammenstellung über die volkstümlichen polnischen Jahresfeste zu bieten. Das Material ist nach den einzelnen, ausgestellten Objekten angeordnet. Die Erläuterungen hiezu sind gut und zumindest für ein einführendes Studium ausreichend. Es sei be-

sonders hingewiesen auf die Maskengestalten (Scheinpferd, Ziege, Auerochs), die Weihnachtsbräuche (unter einen Grünzweig stehen, Krippe, Sternsänger); zu den Frühjahrsbräuchen gehören Todaustragen, Fastnachtsbär, Blockziehen, Palmsonntags-Satiren, Osterbettler, Ostereier; verschiedene Gebäcke werden beschrieben; Lajkonik-Umzug in Krakau; Johannisfeuer; Erntebräuche und Totenfest. Im hübschen Bändchen finden sich auch mehrere Abbildungen.

Ἑλληνικὰ λαϊκὰ μουσικὰ ὄργανα. Instruments de musique populaires grecs. Exposition d'instruments de musique populaires grecs, Athènes, mai 1965. Athènes, Ministère de l'Education nationale et des Cultes, 1965. 59 p., 24 planches. Texte durchgängig in griechisch und französisch. – Dieser schöne Katalog soll nicht nur wegen seiner zahlreichen und guten Photos empfohlen sein, sondern auch wegen der sorgfältigen Beschreibung der einzelnen Musikinstrumente (verfasst von *Fivos Anoyanakis*). Die Anordnung folgt der Systematik von Hornbostel-Sachs; gezeigt werden Idiophone, Membranophone, Aerophone und Cordophone.

Giza Frenkel, Wycinanka żydowska [Jüdische Scherenschnitte]. In: *Polska Sztuka Ludowa* 1965, Nr. 3, 135–147, 22 Abb. Englische Zusammenfassung. – Die Verfasserin untersucht, ob Zusammenhänge zwischen den jüdischen Scherenschnitten in Polen und den «eigentlichen» polnischen Scherenschnitten bestehen; dies ist bis zu einem gewissen Möglichkeitsgrad denkbar, scheint mir aber doch etwas problematisch zu sein. Die jüdischen Schnitte dürften in asiatischen Ländern ihren Ursprung haben. Die Abbildungen sind äusserst reizvoll (schade, dass die Qualität der Clichés nicht besser ist). Einige dieser Scherenschnitte wurden als Wochenbett-Schutzbriefe verwendet, als «Kimpetbrieflech» (was natürlich die jiddische Umformung des deutschen Wortes «Kindbettbrieflein» ist).

Estyn Evans, The Scotch-Irish in the New World: An Atlantic Heritage. In: *Journal of the Royal Society of Antiquaries of Ireland* 95 (1965) 39–49, 1 Karte, 4 Abb. – Der neue Aufsatz von Evans ist nicht nur um der Besiedelungsgeschichte von Pennsylvanien und der Appalachian Mountains willen aufschlussreich, sondern auch deswegen, weil darin so manche gescheite Bemerkung über den Charakter dieser pionierhaften «Scotch-Irish»-Einwanderer und der besonnenen «German-Dutch» Siedler und über Apperzeptionen und Applikationen vorhandenen indianischen Kulturgutes gemacht wird. Im besonderen bringt der Verfasser Beispiele von Blockhüttenbauten; er zeigt, wie die Expansionswege diejenigen der «long-established Indian trails» waren.

Ursula Schlenther, Christliche Begriffe in indianischen Texten des 16.–20. Jahrhunderts: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 14:2 (1965) 177–187.

Wie schon aus dem Titel ersichtlich wird, handelt es sich bei dem vorliegenden Artikel um die für den Ethnologen, Volkskundler, Linguisten und Religionswissenschaftler gleich wichtige Erscheinung der Mischung von altem indianischem Gedanken- und Vorstellungsgut mit christlichem. Die Schlussfolgerungen, die die Autorin aus ihrer Arbeit zieht, stellt sie in drei Thesen zusammen. Nach diesen sind christliche Begriffe in indianischen Texten knapp nach der Conquista selten und bestehen nur aus den beiden Wörtern «Gott» und «Christentum». Die alten Götter werden zu «Teufeln», wobei Tezcatlipoca – wohl als Gott der Weissen – eine Ausnahme macht. Von christlichen Begriffen können weiters praktisch alle durch einheimische Wortbildungen ersetzt werden, ausgenommen Vorstellungen, die den Indianern fremd sind (Hölle, Paradies, Dreifaltigkeit). Schliesslich ging in den folgenden Jahrhunderten der alte Glaube mit dem Christentum eine enge Verbindung ein, die, wie die Autorin meint, zu einer «Indianisierung» des Christentums führte.

Walter Raunig